Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige. Redaktion, Druck u. Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr. Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Sonnabend, den 30. April 1881. Nr. 200.

Abonnements-Einladung.

Wir eröffnen hiermit ein neues Abonnement auf die Monate Mai und Juni für die einmal täglich erscheinende Pommersche Zeitung mit 1 Mark, für die zweimal täglich erscheinende Stettiner Zeitung mit 1 M. 34 Pf. Bestellungen nehmen alle Postanstalten an.

Die Redaktion.

Deutscher Reichstag.

36. Sitzung vom 29. April.

Präsident v. Goßler eröffnet die Sitzung um $1^1/_4$ Uhr.

Am Tische des Bundesrathes: Reichskanzler Fürst Bismarck, Staatssekretäre von Böttticher, Dr. von Schelling, Scholz; Bevollmächtigte zum Bundesrath: Dr. v. Mayr, Edler v. d. Planitz, v. Schmid, Graf Nostitz-Wallwitz, Faber du Faur, Graf Xylander, Kastner, Graf Lerchenfeld, Herrmann und einige Kommissare, darunter die Geh. Räthe Dr. v. Möller, Ittenbach.

Tagesordnung:

I. Zweite Berathung des Entwurfs eines Gesetzes betreffend die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten.

Die Kommission beantragt, der Regierungsvorlage zuzustimmen und nur im § 1 statt 10 pCt. 15 pCt. als den Minimalsatz des Gehaltes festzusetzen, das zur Miethssteuer herangezogen werden kann.

Referent Abg. v. Puttkamer (Löben) rechtfertigt und empfiehlt diesen in der Kommission mit 7 gegen 3 Stimmen beschlossenen Antrag.

Es ergreift der bekannte Fortschritler Eugen Richter das Wort, der sich, wie immer, in heftigen Angriffen auf den Fürsten-Reichskanzler ergeht. Er sagt zum Schluß: Er wolle nicht etwa ein Gesetz beantragen zum Schutze des Reichsbürgers gegen die Redefreiheit des Reichskanzlers. (Ruf: Zur Sache! rechts.) Durch diese persönliche Kampfweise verliere der Kanzler auf der einen Seite seine treuesten Anhänger und gewinne allerdings dafür andere nach einer Seite hin, zu der er, Redner, ihm nicht Glück wünsche. Die Antisemiten seien heute die besten Freunde des Kanzlers. (Ruf: Oh! Zur Sache!) Redner verliest einen Artikel aus der „Ostend-Zeitung“, welcher schließt: „Hoch Bismarck! Weg mit den Judenjungen!“ Die Reden des Reichskanzlers würden in Millionen von Exemplaren von unbekannten Wohlthätern den Leuten unter die Thüren geschoben, gerade diejenige Rede, die in Berlin einen Sturm von Verleumdungen gegen die städtischen Behörden entfesselt habe; Herr Limprecht habe sich zum öffentlichen Organ derselben gemacht. Das seien die neuen Freunde des Reichskanzlers. Dem Fortschritt schadeten diese Gegner nichts. Jede Partei, die stark sei, brauche einen Gegner, aber solche Gegner, wie der Fortschritt in Berlin heute habe, demoralisirten das öffentliche Leben; und es werde dahin kommen, daß man in Berlin wie in New-York es nicht mehr für anständig halte, sich mit öffentlichen Angelegenheiten abzugeben. Wenn die Kommission auch auf das von dem Kanzler als den Kern der Vorlage bezeichnete nicht eingegangen sei, so habe sie doch die Vorlage aus anderen Gründen angenommen; ob nun, da diese Motive im Lande weniger bekannt würden als die Reden des Kanzlers, es nicht den Eindruck machen werde, als ob die Kommission, als ob das Haus dem Reichskanzler in seinen Klagen gegen Berlin Recht gegeben habe? Wenn diese Klagen richtig seien, so müsse man nicht ein Gesetz zum Schutze der Beamten gegen willkürliche Einschätzung machen, sondern zum Schutze für Alle. Dem Kreisausschusse von Kreise Schlawe habe der Kanzler ähnliche Vorwürfe gemacht, auch das sei ein Symptom.

(Der Präsident unterbricht unter dem Beifall des Hauses den Redner mit der Bemerkung, daß diese Ausführungen doch kaum in einer Beziehung zur Sache stehen dürften.)

Bei Fortsetzung seiner [illegible] wird der Redner von der rechten Seite des [illegible]ses wiederholt zur Sache gerufen, erst deshalb den Schutz des Präsidenten an, wird aber von diesem bedeutet, daß seine Ausführungen kaum noch zur Sache gehören dürften und daß nach dem Gebrauche des Hauses in zweiter Lesung so allgemeine Gesichtspunkte nicht in die Debatte gezogen würden, in dritter Lesung würde dies wieder geschehen können. (Ruf rechts: O weh!)

Abg. Richter (fortfahrend): Aus der Abstimmung über diesen Gesetzentwurf werde man sehen, wie weit der Reichstag noch den Wunsch und die Kraft habe, sich einem diktatorischen Regiment des Kanzlers zu widersetzen. (Beifall links, Zischen rechts.)

Die Ausführungen des fortschrittlichen Redners wurden vom Bundesraths-Kommissar Geh. Ober-Reg.-Rath v. Möller gründlich widerlegt und der Vorredner überführt, sich in den von ihm angeführten Zahlen, wie schon so oft, wieder einmal geirrt zu haben.

Nach dem Kommissar des Bundesraths sprach der Abg. Frhr. v. Mirbach für die Annahme des Gesetzes und wies nach, wie unzutreffend die einzelnen Angaben des Abg. Richter seien. Redner nahm u. A. auch den verstorbenen M. Anton Niendorf gegen die Vorwürfe des fortschrittlichen Agitators in Schutz.

Reichskanzler Fürst Bismarck: Ich will nur mit wenigen Worten versuchen, die prinzipiellen Grundlagen der Vorlage wieder in den Vordergrund zu stellen; ich will nicht eingehen auf die Frage, ob die Miethssteuer gerecht sei oder nicht; das Schärfste, was in dieser Beziehung gesagt werden konnte, habe ich ja bei der ersten Berathung durch Mittheilung der Eingabe des Berliner Magistrats an den Minister des Innern schon gesagt. Ich will auch nicht auf die Frage der allgemeinen Stellung der Beamten eingehen und auf die Schädigung, die sie leiden würden durch Ablehnung dieser Vorlage. Ueber diese Frage zu sprechen wird sich ja Gelegenheit finden, wenn die Frage der Verlegung der Reichsbehörden von Berlin uns beschäftigt, die der Vorredner schon erwähnt hat. Ich hoffe, daß dies bereits in der nächsten Session der Fall sein wird, denn die politischen Nachtheile des Tagens des Reichstages in Berlin sind ja evident. Von der Bequemlichkeit des in Berlin Wohnens wird die Zusammensetzung des Reichstages wesentlich anders gestaltet, das ist nicht zu bezweifeln, wir haben zuviel Berliner im Reichstage. Wenn nun die Stadt Berlin auf die Auswesenheit der Beamten hier so wenig Werth legt, wie ihre Vertreter es hier sagen, so hoffe ich, daß die Vertreter dieser Stadt seiner Zeit sämmtlich dafür stimmen werden, daß diese unnützen Brodesser von Beamten hier fortkommen. Es handelt sich hier, wie schon wiederholt hervorgehoben, nicht um eine finanzielle Frage, sondern um eine solche der Gerechtigkeit; es handelt sich darum, die Reichsbeamten nicht in einer Art von Helotismus behandeln zu lassen und es ist namentlich nicht nützlich, daß man die höchsten Behörden des Landes solchen Eindrücken aussetzt, wie wir sie bei dieser Einschätzung empfinden müssen; diese haben mehr zu thun, als sich dabei mit den städtischen Organen herumzuzanken, und schon meines Nachfolgers wegen habe ich die Pflicht, dafür zu sorgen, daß er einem solchen Gefühl der ungerechten Behandlung nicht mehr ausgesetzt sei, denn solche Eindrücke wirken stets verbitternd auf das Gemüth. Die Besteuerung eines Beamten nach der Dienstwohnung zu bemessen, ist nur deshalb ungerecht, weil es gar nicht in seinem Willen steht, sich diese Dienstwohnung zu wählen. Ich weiß, daß mehrere meiner Kollegen im preußischen Ministerium sich einer Vergrößerung ihrer Dienstwohnung deshalb widersetzt haben, weil sie erklärten, bei ihrem Gehalte nicht im Stande zu sein, den erhöhten Aufwand zu bestreiten; die Vergrößerung des Hausstandes beläuft sich dann nicht nur auf Tausende von Mark, sondern auf Tausende von Thalern. Wenn wir also diese Dienstwohnungen als Maßstab der Besteuerung annehmen wollen, begehen wir eine Ungerechtigkeit, auch wenn der Miethswerth der Wohnung richtig bemessen wäre. Es haben sich nun die Herren von dem sachkundigen Urtheile meines Kastellans leiten lassen in der Frage, was zu den Amtslokalen eines Ministers, was zu seinen Privaträumen, was zur Repräsentanz gehört. Ich glaube doch, daß die Beantwortung einer solchen Frage über den Horizont eines solchen Subalternen hinausgeht. Uebrigens ist die Größe der Dienstwohnung, das bauliche Moment, ganz gleichgültig, es handelt sich hauptsächlich um das Recht, frei zu wohnen und ob dies Recht zur Grundlage der Besteuerung gemacht werden soll. Nun hat man hier gesagt, gewöhnlich würden 20 Prozent des Einkommens auf Miethe verwendet. Auf diesen Prozentsatz kommt es mir nicht an, ich will ihn für die Dienstwohnungen nur ein- für allemal fixirt sehen. Es kommt mir nur darauf an, daß das Recht, frei zu wohnen, nicht unvernünftig besteuert werde. So könnte z. B. mein Haus sehr wohl, wenn es anders bewohnt würde, als ich es thue, wenn es nach den Ansichten meines Kastellans ginge, sehr leicht auf die Höhe gebracht werden, wie das des Fürsten Pleß, das auf 65,000 Mark eingeschätzt ist; obgleich es Niemand in Berlin giebt, dem es einfallen wird, für die Annehmlichkeit, in Berlin zu wohnen, 65,000 Mark zu bezahlen. Wenn nicht gerade ein fremder Botschafter obdachlos ist, wird eine so hohe Miethe in Berlin nicht vorkommen; leider sind die obdachlosen Botschafter in Berlin nicht so häufig. Es würde also sehr leicht sein, eine Wohnung in Berlin eben so hoch anzuschlagen, besonders wenn die Annehmlichkeit des großen Gartens in's Auge gefaßt wird. Bedenken Sie doch das Recht, den Garten zu vermiethen. Also, meine Herren, nach dem werde ich noch sehr gnädig von der Stadt Berlin behandelt. Nun, meine Herren, bitte ich Sie, nehmen Sie das Gefühl, den Schein einer ungerechten Behandlung von uns, was darin liegt, daß wir nach einem Objekt eingeschätzt werden, das wir nicht in der Hand haben. Diese Einschätzungen geben stets falsche Resultate, wie dies das Pleß'sche Haus beweist; einen solchen Miethswerth giebt es in Berlin nicht, weil Niemand da ist, der so viel bezahlt. Ich mag nicht in den Händen meiner Gegner sein, dieses Gefühl hebt jedes achtbare Wohlbehagen in meiner Stellung auf; daß in meiner Abwesenheit in Begleitung meiner Dienerschaft mein Privatzimmer untersucht und revidirt worden, ist das schön? In meinem Hause, von dem ich nur 7 Zimmer als Privatmann bewohne, habe ich 20 Dienstzimmer vorgefunden, von diesen stehen sehr viele leer, diese leeren Räume brauche ich doch nicht, darüber scheint mein Herr Kastellan die Herren nicht aufgeklärt zu haben. Ich kann Sie nur bitten, ändern Sie dies Prinzip. Ich kann nun nicht dem Abg. Richter in alle Theile seiner Rede folgen. Allerdings habe ich nur einen Bruchtheil gehört, ich habe aber bei diesen Reden stets dasselbe Gefühl wie in dem großen Krönungsaufzuge in der Jungfrau von Orleans; wo man auch meint, wie groß ist das doch! bis man merkt, es sind stets dieselben Gestalten, die anders gruppirt wieder vorübergehen. (Heiterkeit.) So ist es mit diesen Reden auch. Immer dieselben Argumente! Nur frisch verbrämt! (Sehr gut!) Wir kennen sie ja schon alle, weil wir sie schon so oft gehört haben und ich auch wohl schon oft in der Lage gewesen, darauf zu antworten, und darum will ich heute darauf verzichten. Auf eins aber muß ich zurückkommen. Herr Richter stellt die Sache so dar, als ob ich eigentlich die Miethssteuer für meinen Nachfolger zahle, der viel mehr Gehalt bekomme als ich und auf einem viel höheren Kothurn stehe. Er sagte, ich sei auch mit Rücksicht auf mein Privateinkommen so hoch besteuert; letzteres hat er über alles Maß hinaus dargestellt. Da muß ich nun doch bemerken, daß ich von meinem Privat-Vermögen zu meinem Gehalte zuschießen muß. — Ich hätte Wohnungen, die mir viel lieber sind, wo ich viel lieber wohnen würde, die nach meinem Geschmack eingerichtet sind, wenn mich nicht der Wille Sr. Maj. des Kaisers in Berlin hielte; wenn ich nun aber schon für meinen Nachfolger steuern soll, das ist doch nicht zu verlangen. Auch bei der Pferdepublikations-Steuer geht es in Berlin merkwürdig zu. Einmal erhalte ich die Nachricht, es seien an dem und dem Tage 11 Pferde in meinem Stalle gewesen, es war aber Monate lang kein einziges dagewesen, diese Auskunft hatte auch der Herr Kastellan gegeben. Für diese Dinge ist nun natürlich nicht der Herr Ober-Bürgermeister verantwortlich. Letzterer kommt auch gar nicht auf gegen den Ring der Fortschrittspartei, der Herrscher der Stadtverwaltung, ist auch nicht wie konstitutionell, der Herr Ober-Bürgermeister, sondern die Herren, die durch die Schärfe ihrer Rede, durch ihre Beredsamkeit die Stadtverordneten-Versammlung beherrschen und ihre Kollegen einschüchtern. Sie herrschen nicht durch das Vertrauen, das sie besitzen, sondern durch die Furcht, die sie einflößen, denn keiner traut sich gegen den, der die schärfste Zunge hat, aufzutreten, indem sich jeder sagt, ich werde mich doch nicht einer öffentlichen Abkanzelung aussetzen. (Heiterkeit.) Die Beredsamkeit ist heut zu Tage eine Gabe, die über ihren Werth Einfluß ausübt und geschätzt wird. Ein guter Redner wird bei der Empfänglichkeit und Leichtbeweglichkeit, die er haben muß, bei der Gefühlsrichtung, die er haben muß, stets ein schlechter Whistspieler, ein schlechter Schachspieler und ein schlechter Staatsmann sein. Er wird viel zu sehr das Gefühlselement in sich vorherrschen lassen. Der Mann, dem man die Leitung großer staatlicher und geschäftlicher Interessen überträgt, kann kaum ein guter Redner sein und schon die Erkenntniß dieser Verhältnisse ist schon halbe Remedur. Denken Sie an den Zorn des Königs Friedrich Wilhelms I, der, als er zwei Advokaten hintereinander gehört hatte, bei jedem sagte: Der Kerl hat Recht; allerdings beide Advokaten gelangten für ihre Fähigkeit, die Ausbreitung ihrer Ueberzeugung zu übertreiben, in eine recht übele Lage. Wenn Sie einer solchen Eloquenz gegenüberstehen, so denken Sie nur immer an den Zorn des alten Königs. Solche Eloquenz, solche Sicherheit gewinnt nur der, der wöchentlich nur über einen Gegenstand nachdenkt, alle Zeitungsnotizen zusammenträgt und dem von Tag zu Tag neue, immer schlagendere Wendungen beifallen. Aus meiner parlamentarischen Praxis in Erfurt entsinne ich mich des Falles, daß ein Fraktionsgenosse, als von einer gehörten Rede entzückt war, mir sagte: „Ja, die Rede hätten Sie den Professor erst einmal im vorigen Jahre halten hören, da war sie noch viel schöner“. (Heiterkeit.) Gegen solche schauspielhafte Beredsamkeit giebt es vielleicht Mittel, aber ich bin nicht Mitglied des Hauses und habe Ihnen nichts vorzuschlagen. Meine Herren, ich muß also immer wieder Sie bitten, das Gefühl der Gerechtigkeit nicht zu verletzen. Wo es sich um die Gerechtigkeit handelt, halte ich da einen Pfennig fest. Die Herren haben ja auch von Sammlungen gesprochen, da bin ich nicht so, zu dem Zweck, wo die Herren (Fortschritt) sammeln, bin ich sehr gerne bereit, eben so viel zuzuschießen, als die Herren sammeln werden (Sensation). Wo es aber auf die Gerechtigkeit ankommt, will ich nicht um einen Pfennig benachtheiligt werden und daher, darauf ein Recht zu haben und bitte Sie, daß dieser negative Dorn nicht nur mir, sondern auch allen anderen ausgezogen werde, die unter derselben Unparteilichkeit leiden wie ich. (Lebhafter, anhaltender Beifall.)

Abg. v. Benda, wegen der im Hause herrschenden Unruhe nur schwer verständlich, erklärt sich gegen das Gesetz, auch gegen die Fassung, wie sie die Kommission festgestellt hat.

Darauf wird die Vertagung beantragt und beschlossen.

Nächste Sitzung: Sonnabend 11 Uhr.

Tagesordnung: Fortsetzung der zweiten Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Besteuerung der Dienstwohnungen der Reichsbeamten; dritte Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die Geschäftssprache des Landes-Ausschusses von Elsaß-Lothringen; zweite Berathung des Gesetzes betr. die Abänderung der Verfassung.

Schluß $4^1/_4$ Uhr.

Deutschland.

Berlin, 29. April. Wir berichteten unseren Lesern gestern nach Mittheilungen des „Berliner Tagbl.“ über Excesse in Argenau, die, nach dem Telegramm des genannten Blattes, irgend welche größere Bedeutung zu haben schienen. Dies ist nach den inzwischen eingetroffenen näheren Nachrichten indeß kaum der Fall, da es sich um Ausschreitungen handelt, die gelegentlich der Kontrolversammlung der Reservisten stattgefunden haben. Derartige Ruhestörungen finden in kleineren Orten an solchen Tagen ja häufig statt, ohne daß sie die Welt in Allarm zu versetzen geeignet wären. Daß der Krawall in Argenau größere Dimensionen angenommen hatte und daher, wie man nach dem „Tagbl.“ fast fürchten konnte, der Anfang einer Judenverfolgung bevorstand, haben, wie das genannte Blatt selbst zugesteht, die jüdischen Einwohner Argenau's allein verschuldet. Es heißt nämlich:

Am 27. d. fand hier die Kontrolversammlung der Reservisten statt. Die Reservisten kneipten am

Nachmittag, wie dies bei solchen Versammlungen üblich ist, und sangen schließlich Lieder, von denen eines mit dem polnischen Refrain schloß: „Wir gehn nach Palästina“.

Die anwesenden jüdischen Gäste griffen darauf die Reservisten thätlich an und zwischen drei Christen und vier Juden entstand eine große Prügelei, bei welcher mit Messern gestochen wurde. Die Tumultuanten wurden getrennt, es war dies gegen sechs Uhr Abends und die Ruhe war wieder hergestellt.

Nach den übereinstimmenden hier kursirenden Versionen geschah nun Folgendes: Vor der Thür eines jüdischen Einwohners (derselbe genießt hier absonderlicher Weise den Ruf eines „Rabulisten“ schon deshalb, weil er längere Zeit in Amerika war) standen gegen zehn Uhr Abends eine Gruppe von harmlosen Einwohnern, welche sich unterhielten, als plötzlich aus dem Fenster des jüdischen Einwohners ein Schuß fiel.

Der Schuß hatte keine üblen Folgen, vielleicht war er auch nicht aus frivoler Veranlassung abgefeuert. Man nimmt an, der Schießende sei durch die Unterhaltung der draußen Stehenden zu dem Glauben veranlaßt worden, man plane gegen ihn etwas Gewaltthätiges. Der Schuß rief jedoch eine ungeheure Erregung hervor. Die Bewohnerschaft wurde durch den Ruf erschreckt: „Die Juden schießen auf die Christen!“ Es sammelten sich darauf Tumultuanten und warfen bei sieben jüdischen Einwohnern, die in der Stadt vertheilt wohnen, die Fensterscheiben ein; zu weiteren Gewaltthätigkeiten kam es nicht.

Ausland.

London, 27. April. Lord Beaconsfield's Testament wird heute in der Presse veröffentlicht. Seine Bedeutung und seine Wichtigkeit besteht darin, daß es eine Reihe von Gerüchten niederschlägt, welche darüber im Publikum in Umlauf waren. Man erwartete, darin den früheren Sekretär Beaconsfield's, Lord Rowton, zum Universalerben eingesetzt zu sehen; man war auf wichtige Enthüllungen gefaßt, auf Korrespondenzen zwischen dem Verstorbenen und der Königin, auf die Ankündigung einer Autobiographie, als das große Ergebniß eines wechselvollen Lebens; man hoffte schließlich auf eine wortreiche, prachtklingende Sprache, wie sie den orientalischen Ansichten und der Ausdrucksweise Beaconsfield's entsprach. Von alledem keine Spur. Soll sich im Testamente der Charakter eines Menschen ausprägen, so liefert das Beaconsfield'sche den Gegenbeweis. Es ist in der trockensten und geschäftsmäßigsten Sprache gehalten; es erwähnt der Biographie mit keiner Silbe; es setzt zum Universalerben den Neffen Coningsby Disraeli, den Sohn seines Bruders, als den [illegible] was die Korrespondenz mit der Königin [illegible] so macht Beaconsfield deren Veröffentlichung von der Erlaubniß der hohen Briefschreiberin abhängig. Ueberhaupt soll bei der Herausgabe seines literarischen Nachlasses jedes verletzende Schriftstück ausgemerzt werden. Bezeichnend für Beaconsfield's Sinnesrichtung ist die Bestimmung oder vielmehr der Wunsch, daß der jeweilige Besitzer und Erbe von Hughenden Manor den Namen „Disraeli“ tragen soll. Die heutige Presse hält dies einfach für eine semitische Reminiszenz des Erblassers; indeß die wahre Erklärung hat sie übersehen. Sie findet sich in der Vorrede, welche Beaconsfield im Jahre 1848 zu dem Werke seines Vaters Isaak Disraeli „Curiosities of literature“ schrieb. Es ist diese Vorrede eine Art von Geschichte der Familie. Dieselbe mußte im 15. Jahrhundert aus Spanien nach Venedig fliehen, um der Inquisition zu entgehen. „Dankbar dem Gotte Jakobs“ — so schreibt Beaconsfield —, „der sie durch noch nie dagewesene Prüfungen aufrecht erhielt und sie in unerhörten Gefahren bewachte, nahm sie den Namen Disraeli an, ein Name, den weder früher noch später je eine Familie trug, auf daß ihr Geschlecht stets erkennbar sei.“ Indem Beaconsfield diesen Namen testamentarisch für seine Erben festsetzte, folgte er einfach der Familienüberlieferung, welche ihr Geschlecht eben als stets erkennbar auszeichnen wollte. — Die Kosten des Beaconsfield-Denkmals in der Westminsterabtei werden auf 5000 L. geschätzt.

Provinzielles.

Stettin, 30. April. Vor wenigen Tagen brachten wir einen Artikel, in welchem wir auf die Beschwerden aufmerksam machten, welche in weiten Kreisen über den Revierschutzmann Stehling erhoben werden. Heute gehen uns bereits neue Beschwerden zu. Die hier erscheinende „Deutsche Fischerei-Zeitung“ schreibt in Nummer 15 unter Stettin über die hiesige Schifffahrts-Polizei: Neulich brachten wir in einem Artikel den Beweis, daß die hiesige Schifffahrts-Polizei die gesetzlichen äußeren Merkmale der Fischerei-Aufsichtsbeamten nicht führe; heute können wir unsere Behauptung, daß sie auch die innere Qualifikation dieser Beamten nicht besitze, mit ein paar Beispielen belegen. Am 29. März traf ein Schutzmann die Leute eines hiesigen Fischermeisters beim Fischen. Er fragte nach ihrem Willzettel, welchen sie auch vorzeigten. Darauf erklärte der Schutzmann, dieser Willzettel berechtige sie nur zum Fischen, wenn ihr Meister dabei sei, denn auf dessen Namen sei er ausgestellt. Mit der Drohung, ihnen das nächste Mal den Zettel fortzunehmen, schickte er die Leute dann nach Hause. Nun steht aber auf der Rückseite des Zettels Folgendes:

„Dieser Willzettel darf an keinen Andern überlassen werden und ist nur für die darin benannten Personen und deren Leute — bei der Fischerei mit dem Aalspeer und Angelruthen nur für die darin benannte Person allein — gültig. Beim Betriebe der Fischerei muß derselbe von den Fischenden bei sich geführt und dem Fischerei-Aufsichtsbeamten auf Verlangen vorgezeigt werden.“

Dieser Satz ist doch wohl klar genug und ist von den wirklichen Fischerei-Aufsichtsbeamten auch nie dahin gedeutet worden, daß außer dem Zettel auch noch die Anwesenheit des Prinzipals der Leute nöthig sei. Ein anderer Fall ist der, daß ein Schutzmann, als er sah, wie mit einer Ucklei-Streichwaade von den Leuten eines Fischers auf Stint gefischt wurde, diesen sagte, daß sie durch ihren Zettel keine Berechtigung hätten, auf Stint zu fischen. Dies ist unrichtig, da die Pacht auf ein Geräth lautet und Niemand bisher daran gedacht hat, dem Fischer diejenigen Fische streitig zu machen, welche ihm ins Geräth gehen, wenn sie nur nicht untermäßig sind.

— Aus Anlaß der Erhebung des Fürsten Karl von Rumänien zum König hat der unseren Lesern als vortrefflicher und erfindungsreicher Komponist bekannte Kapellmeister Herr R. Eilenberg einen „König Karl-Marsch“ komponirt und S. M. dem König von Rumänien gewidmet. Herr Eilenberg empfing darauf das folgende Schreiben aus dem Civil-Kabinet des Königs:

Bukarest, den 12./24. April 1881.

Euer Wohlgeboren!

Se. Majestät der König hat Ihr Schreiben vom 11. d., sowie eingesandten „König Karl-Marsch“, den Sie S. M. als Zeichen Ihrer hohen Verehrung für das Haus Hohenzollern gewidmet, empfangen und geruhte uns den Auftrag zu ertheilen, Ihnen als Beweis Allerhöchstdessen Wohlwollens den beiliegenden Ring mit den königlichen Initialen zu übermitteln.

Indem wir uns dieses höchst angenehmen Auftrags entledigen, ersuchen wir Sie, über den Empfang des Ringes eine kurze Nachricht anher gelangen zu lassen und zeichnen mit vorzüglicher

Hochachtung

Königlich Rumänische Hofverwaltung.

Basser.

— Heute Morgen 9 Uhr brach auf dem Grundstück der früheren Blank'schen Bade-Anstalt in der Gustav-Adolph-Straße neben dem Succow'schen Kaffee-Garten im Zimmer einer sehr bejahrten Dame auf bisher noch nicht aufgeklärte Weise Feuer aus, das, da in Folge verspäteter Anmeldung die hiesige Feuerwehr erst 1/2 Stunde nach Ausbruch des Feuers eintraf, beide Wohnhäuser und die dahinter gelegenen Stallungen einäscherte. Das schnelle Umsichgreifen des Feuers erklärt sich aus der Bauart der Häuser, die noch aus Holz und Torf hergestellt waren. Die Grabower Spritze, die mit ihren frisch gestrichenen grünen Wassereimern erst eine Stunde nach Beginn des Brandes eintraf, kam nicht in Thätigkeit und wurde an der Ecke der Lindenstraße zum Schutze der Nebengebäude aufgestellt. Wenn die Anmeldung des Feuers nicht in der Stadt, sondern in der nahe gelegenen Meldestation — Unterwiek — rechtzeitig geschehen wäre, hätte der Brandschaden wohl nicht so große Dimensionen angenommen. Die meisten Leute jener Gegend wissen aber kaum, daß sich in ihrer Nähe eine Meldestation befindet und ist es dringend nothwendig, daß die bezüglichen Schilder größer, zahlreicher und an geeigneten Plätzen aufgestellt werden.

— Die erste Verhandlung der heutigen Sitzung der Strafkammer des Landgerichts endete zwar mit Freisprechung des Angeklagten, welcher auf Grund des § 274 des Strafgesetzbuchs angeklagt war, dieselbe verdient aber trotzdem veröffentlicht zu werden, da in derselben ein ganz sonderbares Geschäftsprinzip eines hiesigen Geschäftsmannes zur Sprache kam, welches derselbe angewendet, um einen Gläubiger zu beschwichtigen. Der Maurermeister Gust. Urban schuldete dem Schlossermeister Prietz für gelieferte Arbeiten M. 572,56, konnte denselben jedoch nicht befriedigen und übergab ihm schließlich auf wiederholtes Drängen am 16. März v. Js. einen Wechsel über die schuldende Summe. Prietz begab sich sofort nach dem Kredit-Verein, um den Wechsel in Zahlung zu geben, wurde dort jedoch zurückgewiesen, weil es sich herausstellte, daß auf dem Wechsel bei den mit Buchstaben geschriebenen Zahlen das Markzeichen fehlte. Prietz eilte zu Urban zurück und forderte von demselben die Ausstellung eines neuen Wechsels. Urban erklärte sich auch dazu bereit und setzte sich an den Schreibtisch, um den Wechsel zu schreiben. Zu gleicher Zeit rief er nach seinem Buchhalter T. und befahl diesem, dem Prietz den alten Wechsel fortzunehmen. T. kam dieser Aufforderung auch nach, er riß dem P. den Wechsel entzwei und entlief damit. Als T. hinaus war, legte Urban die Feder bei Seite und sagte höhnisch zu seinem Gläubiger: „Sehen Sie, was oft an einer Kleinigkeit liegt, nun habe ich Sie in Händen und jetzt machen Sie, daß Sie hinauskommen, denn einen neuen Wechsel gebe ich nicht.“ Prietz mußte sich auch entfernen und da kurze Zeit darauf der Konkurs über das Vermögen des Urban eröffnet wurde, erhielt er von seiner Forderung nur 15 pCt. Gegen T. wurde nun die Anklage wegen Vernichtung einer Urkunde eröffnet und stand deshalb heute Termin an. Es wurde durch die Beweisaufnahme obiger Thatbestand festgestellt. Der königl. Staatsanwalt beleuchtete zunächst das Benehmen des Urban bei der Sache als ein solches, wie es sich für einen anständigen Geschäftsmann nicht passe und beantragte mit Rücksicht darauf, daß eigentlich Urban der Hauptschuldige sei, nur eine Gefängnißstrafe von 5 Tagen. Der Gerichtshof hielt zwar den Thatbestand, wie er oben angegeben, für erwiesen, war auch der Ansicht, daß das Treiben des Urban bei der Sache ein betrügerisches gewesen, mußte jedoch auf Freisprechung des T. erkennen, weil demselben nicht nachgewiesen werden konnte, daß durch seine That einem Andern Nachtheile erwachsen sind, wie dies § 274 des Strafgesetzbuchs erfordert.

† **Arnswalde**, 27. April. Auf der Feldmark des benachbarten Rittergutes Rohrbeck wurde eine etwa 50 Jahre alte Frau in hülflosem Zustande gefunden und verstarb, bevor ihre Persönlichkeit festgestellt werden konnte. Sie hat sich „Dräger“ genannt, war in Warp gekleidet und trug Pantoffeln. — Auch der Landsberger Kreditverein, welcher hierselbst neben dem unseren eine Filiale hält, veröffentlicht seinen Kassenabschluß am 1. Januar c. Derselbe ergiebt incl. der Filiale Zielenzig 1,919,809 M., die hiesige Filiale allein 417,000 M., sie zählt 387 Mitglieder. — Obgleich der Cyclus der Sinfonie-Konzerte der hiesigen Stadtkapelle beendet, wird auf allgemeinen Wunsch am Sonnabend noch ein Extra-Konzert unter Mitwirkung der Solisten der Stargarder Militär-Kapelle stattfinden. — Die Sekundärbahn nach Friedeberg N./M. betreffend wird Herr Baurath Jonas behufs Vornahme der Vermessungs-Arbeiten 2c. nunmehr die Strecke bereisen und fordert das königl. Landrathsamt hierselbst auf, demselben dabei keine Hindernisse entgegen zu stellen.

Kunst und Literatur.

Zweites Jahres-Supplement (1880 81) zu Meyers Konversations-Lexikon. 11. Lieferung bis Schluß des Bandes. Leipzig, Bibliographisches Institut.

Die uns soeben zugegangenen Doppelhefte 11/12, 13/14 und 15/16 schließen diesen Band, zugleich als achtzehnten Band des Hauptwerks, mit 1032 Seiten ab. Wenn schon aus den einzelnen Heften die umfassende Tendenz dieser „Jahres-Encyklopädie“ ersichtlich war, so imponirt dieselbe doch jetzt, nach Abschluß des Bandes, durch die beigegebene wissenschaftlich geordnete Uebersicht der anderthalbtausend Artikel in ungeahntem Grade.

Aus den vorliegenden Lieferungen verzeichnen wir einige vortrefflich geschriebene Staatengeschichten vom letzten Jahr von Prof. Peter, geographische Berichte von Dr. Andree, Dr. Kiepert, Prof. Ratzel und Dr. Jung; Literaturberichte über die Neugriechen vom Gesandten Dr. Rangabé, die Nordamerikaner von Dr. Knortz, die Russen von K. v. Jürgens, über Musik von Prof. Deiters, einen Aufsatz über deutsche Orthographie von Regierungsrath Sander. Ueber die Lage der protestantischen Kirche orientirt eine Arbeit von Prof. Holtzmann und über die kirchenpolitische Gesetzgebung in Preußen und die Reichsgesetzgebung des verflossenen Jahrs von Prof. Zorn; Organisation und Zweck der Reichsbehörden haben wir noch nirgends so vollständig und eingehend behandelt gefunden als hier vom Reichstagsmitglied Dr. Baumbach. Ferner über die Finanzlage und Steuerreform im Deutschen Reich von Dr. Ph. Gerstfeldt, die Freihafenstellung der Hafenstädte von Dr. Gutschow, der Patentkongreß und die neuere Patentgesetzgebung von Prof. Dr. Klostermann. Ueber die Ausgrabungen in Pergamon berichtet Dr. Th. Schreiber, über die Malerei, Bildhauerkunst und Kunstindustrie Fr. Pecht, über die Kunstschule des South Kensington-Museums Dr. J. P. Richter. Die neuesten Forschungen in den Naturwissenschaften und in der Technologie sind durch zahlreiche meist illustrirte Artikel vertreten. Dazu kommt eine Reihe von Lebensbeschreibungen modernster Menschen, Fürsten, Staatsmänner, Künstler, Schriftsteller, wissenschaftlicher Kapazitäten 2c., über die hier großentheils zum ersten Mal biographisches Material gebracht wird.

An instruktiven Beilagen enthalten die Hefte schöne Karten von Afghanistan und Afrika, den österreichischen Erwerbungen auf der Balkanhalbinsel, den ethnographischen Verhältnissen in Oesterreich und der Eisenbahnverstaatlichung in Deutschland. Von Abbildungen erwähnen wir die Kunstwerke aus Pergamon und die epochemachende Compoundmaschine und die Pläne interessanter wissenschaftlicher Institute an der Berliner und Leipziger Universität. So erweisen sich nach allen Richtungen hin diese Supplemente als die denkbar zweckmäßigste Fortführung, die ein Konversations-Lexikon je gefunden. [81]

Vermischtes.

— Amerikanische Zeitungen enthalten ausführliche Berichte über die Leiden der Mannschaft der deutschen Barke „Tiger“, die am 8. März nahezu verhungert angetroffen wurde. Der Kapitän des britischen Dampfers „Nebo“, von Rio de Janeiro mit einer Ladung Baumwolle unterwegs, berichtet, daß er am Morgen des gedachten Tages, 200 Meilen von der Küste von Maryland entfernt, der Barke begegnete. Der Mann am Steuerruder rief dem Dampfer zu, anzuhalten, und schwenkte gleichzeitig etwas, was sich später als das Fell eines Thieres erwies. Die Maschinen des „Nebo“ stoppten, und in Erwiderung auf eine Anfrage schrie der Mann am Steuerruder: „Um Gotteswillen haltet an, wir verhungern.“ Die armen Leute befanden sich in der That in höchst beklagenswerther Lage. Die Leiter wurde herabgelassen. Zwei Seeleute erklimmten dieselbe nur mit Schwierigkeit, und der Dritte war zu erschöpft, um es zu können. Einer derselben sagte: „Wir sind dem Hungertode nahe; wir haben seit 9 Tagen außer dem Fleische eines Hundes nichts gegessen.“ Mit diesen Worten schwenkte er das Fell des getödteten Thieres. Der Kapitän, Namens Krüger, erzählte, daß die Barke Liverpool am 4. Dezember verlassen hatte und demnach 124 Tage unterwegs sei. Sie war mit ordinärem Steinsalz befrachtet und nach Baltimore bestimmt. Die Mannschaft bestand einschließlich des Kapitäns aus 12 Personen. Die Barke befand sich bereits an der Mündung der Chesapeake-Bai in Sicht des Leuchtthurmes und würde ihren Bestimmungsort erreicht haben, als sie durch westlichen Wind in den Golfstrom verschlagen ward. Nachdem sie etwa vier Wochen auf dem Meere umhergetrieben, gingen die Mundvorräthe zu Ende, mit Ausnahme einer kleinen Quantität getrockneter Erbsen, die bis vor einer Woche die einzige Nahrung der Mannschaft bildeten. Sie machten die Erbsen durch Erweichen in Wasser genießbar. Aber bald gingen auch die Erbsen und das Wasser zur Neige. Am Tage vor der Begegnung mit dem „Nebo“ rief der Kapitän aus: „Jungens, ich kann dies nicht länger aushalten; lieber will ich mich erschießen, als Euch alle leiden zu sehen, und dann könnt Ihr mich essen.“ Der Steuermann bewog aber den Kapitän, noch einen Tag zu warten.

— Der Albert-Verein zu Dresden, welcher aus eigener Kraft in den schönen Bauten seines Carolahauses eine mustergiltige Heilanstalt, sowie eine treffliche Lehrstätte für Krankenpflegerinnen geschaffen hat, bedarf, am Ende seiner Hülfsmittel stehend, zur inneren Einrichtung dieser Anstalt, sowie zu deren Inbetriebstellung noch ansehnlicher Kapitalien und hat zu deren Gewinnung eine Kunstlotterie ins Leben gerufen, welche nicht blos um des guten Zweckes willen, sondern wegen der höchst werthvollen Gewinne der allgemeinsten Theilnahme sicher sein dürfte. Die Gewinne bestehen durchgehends aus bedeutenden Gemälden, Skulpturen 2c. Unter den großen Künstlernamen fehlt auch der hochberühmte Hans Markart nicht. Er hat in wohlwollendster Weise sich bereit erklärt, dem Albertverein eines seiner schönsten Gemälde, mit denen er gegenwärtig beschäftigt ist, zu überlassen. Es wird den ersten Gewinn bilden und ist dieser Stelle auch völlig würdig; mit ihm betritt zugleich der große Künstler eine neue Bahn. Der Name dieses sehr großen Gemäldes ist „sub rosa“ und stellt den Kampf lieblicher Frauengestalten von berückender Schönheit um eine Rose dar.

Viehmarkt.

Berlin, 29. April. Amtlicher Marktbericht vom städtischen Central-Viehhofe.

Zum Verkauf standen: 78 Rinder, 803 Schweine, 838 Kälber, 756 Hammel.

Wie gewöhnlich an den Freitagen, verlief auch der heutige kleine Markt ziemlich matt, wennschon nicht ganz so resultatlos, als der vorwöchentliche. — Von Rindern, Schweinen und Hammeln war beste Waare theils gar nicht vorhanden, theils wurde dieselbe in richtiger Voraussicht des mangelnden Begehrs nicht aus den Ställen gezogen, so daß bei der Preisnotirung nur geringere Qualitäten in Betracht kommen.

Hiernach variirten die Preise für Rinder zwischen 30—45 Mark pro 100 Pfund Schlachtgewicht.

Von Schweinen erhielten gute Landrace 52—54, Russen, die verhältnißmäßig stark vertreten waren und daher viel Ueberstand hinterließen, 47—51 Mark pro 100 Pfund Schlachtgewicht bei 20 Prozent Tara. Bakonyer durchschnittlich 56 Mark bei 40—45 Pfund Tara pro Stück.

Kälber wurden fast zu zwei Drittheilen schon gestern vom Markt genommen, konnten indeß trotzdem nur Mittelpreise erreichen, da recht gute Waare fehlte; bessere Stücken wurden mit 48 bis 52, geringere mit 38—45 Pf. pro 1 Pfund Schlachtgewicht bezahlt.

Von Hammeln wurde, wie schon erwähnt, auch nur mittlere Qualität begehrt und hierfür 40 bis 45 Pf. pro 1 Pfund Schlachtgewicht bewilligt.

Telegraphische Depeschen.

Baden-Baden, 29. April. Die Kaiserin Augusta ist heute Nachmittag 1 1/4 Uhr hier eingetroffen und hat im Meßmer'schen Hause Wohnung genommen.

Wien, 28. April. In Brünn hat die Polizei mehrere russische Nihilisten verhaftet.

Paris, 29. April. Die „Agence Havas“ meldet aus Tunis, das Gerücht, daß Khaireddin Pascha demnächst sich in außerordentlicher Mission von Konstantinopel nach Tunis begeben werde, habe in der Umgebung des Beys große Aufregung hervorgerufen. Die ehrgeizigen Pläne Khaireddin Paschas in Bezug auf Tunis seien schon lange bekannt, da aber Frankreich stets erklärt habe, daß es die gegenwärtige Dynastie und Erbfolgeordnung in Tunis aufrechterhalten wolle, und da Frankreich auch den Firman vom Jahre 1871 niemals anerkannt habe, so glaube man, daß die französische Flotte jedem mit einer offiziellen Mission nach Tunis kommenden türkischen Schiffe die Einfahrt wehren werde.

Paris, 29. April. Nach hier eingegangenen Nachrichten hat die Truppenabtheilung des Generals Logerot ihren Marsch nach dem Thale von Medjerda fortgesetzt, ohne auf Widerstand zu stoßen und wird am Sonntag oder Montag in Beja eintreffen.

Madrid, 28. April. Die ältere Schwester des Königs ist mit dem Pferde gestürzt und hat sich dabei mehrere, jedoch leichte Verletzungen zugezogen.

Athen, 29. April. Der Kriegsminister hat die provisorisch vom Kriegsdienst Befreiten zum sofortigen Dienste bei der Fahne einberufen.

Eine wahre Geschichte
aus dem französischen Kriege.

Erzählt von Robert Mayer.

1)

In der Garnisonstadt R. in Schlesien gab es in der zweiten Hälfte des Monats Juli des Jahres 1870, kaum einen Tag später, als Frankreich den Krieg an Preußen erklärt hatte, buntes Leben und Treiben, an die Worte des Dichters erinnernd:

— — — — — — — — — da wird
Ein augenblicklich Brausen und Bewegen,
Der Markt belebt sich, Straßen, Flüsse sind
Bedeckt mit Fracht

Zwar bestand die Garnison außer einer Schwadron Husaren nur aus einem Infanterie-Bataillon, aber was der Stadt R. das Brausen und Bewegen verlieh, das war zunächst die zivile Bevölkerung der Straßen, ein Verkehr auf den öffentlichen Plätzen, wie ihn das stille Städtchen in Friedenszeiten nicht kannte. Die Ungeduld verlangte noch Neuigkeiten, Niemand hatte zu Hause Ruhe. Dazu kamen die Züge der Reservisten und Landwehrmänner, die zu Fuß, zu Wagen, singend und lärmend, in die Stadt einwanderten, um sich an ihrem Depotplatze einkleiden und bewaffnen zu lassen. Pferdetransporte machten das Bild noch bunter. Der einberufene Arbeiter des Ortes selber, der Handwerker, der Kaufmann und Gymnasiallehrer legten ihr Handwerkszeug bei Seite, um sich in die Schwadron oder das Bataillon der Stadt einzureihen, als Gemeiner, als Reserve-Unteroffizier oder Offizier, oder um mit der Eisenbahn einen andern Ort aufzusuchen, wohin die Dienstpflicht sie rief. Welche Umwälzung des friedlichen Ortes binnen weniger Tage! Da konnte man wohl sagen, wie es bei Schiller anderswo heißt: „Dieses Lagers lärmendes Gewühl, der Pferde Wiehern, der Trompete Schmettern, die Waffenübung, das Kommandowort“ bildeten den einzigen Ausdruck, den die Physiognomie der Stadt noch trug. In der Stille innerhalb der vier Pfähle gab es wohl manches Schluchzen, viele feuchte Augen — die Gattin gab händeringend dem Gatten, die Braut dem Bräutigam, die Schwester dem Bruder, die Mutter dem Sohne den Abschiedskuß — und innerhalb derselben vier Pfähle war es dem Gatten, dem Bräutigam, dem Bruder, dem Sohne wohl eben so traurig zu Muthe, als der Gattin, der Braut, der Schwester, der Mutter, aber unter dem Waffenrocke schlägt das Herz anders, als unter der Blouse oder dem Hausrocke, die Trommel wirbelt die weiblichen Gefühle nieder, und in Reih und Glied gehört der Mann nicht mehr den Seinen.

„Stillgestanden — richt' Euch!“ kommandirte der Feldwebel der zwölften Kompagnie, als der Lieutenant v. Malzan herantrat.

„Kompagnie beim Melden,“ rapportirte der Feldwebel dem Lieutenant.

„Ich danke Ihnen, lassen Sie rühren.“

„Rührt Euch!“

Es war das auf dem Allarmplatz der Stadt, wo des Morgens kurz vor sieben Uhr die Korporalschaften von allen Richtungen her mit kriegsmäßigem Gepäck eintrafen, um zu Kompagnien zusammen zu treten, zunächst unter den Augen des Feldwebels, der zuerst die Meldungen der Korporalschaftsführer und Unteroffiziere in Empfang nahm. Der Lieutenant v. Malzan, eine noch sehr jugendliche Erscheinung, aber von ernstem und strengem Aussehen, warf einen flüchtigen Blick auf seine Kompagnie, die, auf Kriegsstärke gebracht, zur Hälfte neue Gesichter zeigte. Die Meldungen der Korporale beim Feldwebel dauerten inzwischen fort. Jetzt trat ein Unteroffizier an denselben heran, der den Bestand seiner Korporalschaft mit den Worten meldete: ein Hornist, zwei Trommelschläger, dreizehn Füsiliere, Füsilier Schulze revierkrank. Wer von den neugierigen Bewohnern der Stadt, welche diese Kompagnie wie die andern dicht umringten, bei jener Meldung den wenig Schritte vom Feldwebel stehenden Lieutenant nur etwas scharf beobachtete, dem konnte es nicht entgehen, wie derselbe beim Anblick des meldenden Reserve-Unteroffiziers plötzlich ein Zucken im Gesicht verrieth, wie wenn sein Auge eine unerwünschte Gestalt getroffen hätte. Das war in der That der Fall. Die Züge im Gesicht des Lieutenants verfinsterten sich sichtlich und zwischen den Zähnen murmelte er, freilich für jeden Umstehenden unverständlich, die Worte: „Zum Teufel, wie kommt der Kerl in meine Kompagnie?“ Jetzt erschien ein zweiter junger Offizier, dann der Premier-Lieutenant, zuletzt der Hauptmann. Der Premier-Lieutenant meldete: „Kompagnie zur Stelle!“ — „Guten Morgen, Füsiliere!“ — „Guten Morgen, Herr Hauptmann!“ — „Das erste Glied stehen bleiben — das zweite und dritte Glied rückwärts, richt Euch — Marsch — Gewehr ab — die Gewehre zusammen.“ Es folgte die Musterung des Gepäcks, der Monturen, der Waffen. Dann „zum Kreise rechts und links schwenkt — Marsch.“ Die Kriegsartikel wurden vom Feldwebel verlesen. „Bataillon kehrt!“ „Mitte stehen bleiben — Front!“ Alle diese und andere Kommandos erschollen auf dem Allarmplatze durcheinander. Dann trat eine Pause ein. Der Bataillonschef wurde erwartet.

Die Offiziere der verschiedenen Kompagnien begrüßten sich. Mehrere Reserve-Offiziere, den verschiedensten bürgerlichen Berufen angehörig, fanden erst jetzt Zeit, sich ihren Kameraden, den Militärs von Profession, vorzustellen. Keine Begegnung war wohl herzlicher, als die zwischen dem Lieutenant v. Malzan und einem hoch aufgeschossenen, einige wenige Jahre ältern, sehr beweglichen, den Zug zur Jovialität deutlich verrathenden Reserve-Lieutenant. Freilich, der erste Moment der Begegnung trug keineswegs das volle Gepräge der Herzlichkeit. Der Joviale zeigte sich sogar zuerst sehr kühl, ja befangen, verlegen, unsicher, dann auffallend steif und formell, indem er die rechte Hand an den Helm legte und die Worte stotterte: „Schumann, zur elften Kompagnie eingezogen.“ Lieutenant v. Malzan, sonst zu nichts weniger, als zur Kordialität sich neigend, vielmehr eine echte reservirte Aristokraten-Natur und durch den eifrigen Offiziersdienst für sein Alter ungemein früh abgekühlte Persönlichkeit, zeigte nichts von steifer Etiquette, als er dem Kamerad Schumann die Hände drückte. Im Gegentheil, er legte in seine Begrüßung eine Wärme, die sogar die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf sich zog und die bald auch die Folge hatte, daß der so herzlich bewillkommnete Kamerad sich ganz gab als das, was er war, d. h. als ein seelensguter, alle Formen hassender und leutseliger Mensch. „Schumann, Schumann,“ rief Lieutenant v. Malzan ein Mal über das andere aus, „ist es möglich, daß wir zusammen in den Krieg ziehen, in einem Bataillon? Wie kommen Sie denn hierher?“

„Nun, ich bin jetzt Lehrer am Gymnasium in Neustadt a. O. und gehöre also als Reserve-Offizier zu Ihnen.“

„Ich dachte, lieber Schumann, Sie hätten schon eine Pfarre, und die Quarre dazu. Sie sind doch Theologe?“

„Nun ja, das bin ich halt, ich habe mich aber doch zur Philologie gewandt. Die Jungen sind mir lieber als die Bauern. Hah, hah, hah!“

„Es muß wohl schon über ein Jahr her sein, Kamerad, daß Sie nicht mehr bei meinen Eltern sind. Wann gingen Sie von Canthin ab?“

„Es ist beinahe ein Jahr, ganz richtig, Herr v. Malzan.“

„Meine Eltern schrieben es mir damals sehr kurz; ich habe auch später nie recht erfahren, warum Sie eigentlich Canthin verließen und wo Sie später geblieben sind. Oh, wie werden sich meine Eltern freuen, wenn sie hören, daß ich so zu sagen als Telemach mit einem Mentor in den Krieg ziehe.“

Bei diesen Worten des Lieutenants v. Malzan umwölkte sich ein wenig das Gesicht Schumanns, doch blieb das von dem Ersteren unbemerkt. In der Freude des Wiedersehens wurde der Lieutenant v. Malzan auch gar nicht darüber stutzig, daß Kamerad Schumann nach Klärchen und Willy, seinen ehemaligen Zöglingen, die er Jahre lang als Hauslehrer in Canthin unterrichtet hatte, sich so wenig erkundigte, als nach deren Eltern. Er fing also selber davon an.

„Lieber Schumann, haben Sie von meinen Eltern erfahren?“

„Ich weiß Alles, Herr Kamerad, reden wir davon nicht.“

„Und wissen Sie, Schumann, was ich heute schon habe erleben müssen. Der Teufel hat den jungen Saalfeld in meine Kompagnie gesteckt. Ich habe die nichtswürdige Physiognomie sofort heraus erkannt. Der Kerl muß hier in der Umgegend irgendwo hausen, daß er als Reserve-Unteroffizier bei uns eingezogen ist. Heute Aben

Börsen-Berichte.

Stettin, 29. April. Wetter: unbeständig. Temp + 5° R., Mrgs — 1° R. Barom. 28" 6"'. Wind W.

Weizen matter, per 1000 Klgr. loko gelb feiner 217—222, Mittelsorten 206—213, weißer feiner 217—223, geringer 180—195, per Frühjahr 219 bez. per Mai-Juni 218,5 bez. u. Bf., per Juni-Juli do., per Juli-August 215 Gd., per September-October 208 Gd.

Roggen fester, per 1000 Klgr. loko inl 204 207, per Frühjahr 206,5—207,5—207 bez., per Mai-Juni 202,5—203 bez., per Juni-Juli 195,5—196,5 bez., per Juli-August 182,5—183,5 bez., per September-October 172— bez.

Gerste ohne Handel.

Hafer unverändert, per 1000 Klgr. loko Pomm. 158—163.

Mais still, per 1000 Klgr. loko 142—144 bez.

Winterrübsen fest, per 1000 Klgr. loko per September-October 260 bez.

Rüböl unverändert, per 100 Klgr. loko ohne Faß bei Kl. 54,5 Bf., per April-Mai 53 Bf., per September-Oktober 55 Bf.

Spiritus fest, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 53—53,3 bez., per Frühjahr 54 bez. u. Gd., per Mai-Juni 54,2 bez. u. Gd., per Juni-Juli 55,1—55,2 bez., per Juli-August 55,7—55,8 bez.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,3—8,4 tr. bez.

Todes-Anzeige.

Heute Abend 6½ Uhr verstarb nach langen schweren Leiden unser jüngster lieber Sohn **Hugo**. Dies statt jeder besondern Anzeige.

Schillersdorf, den 29. April 1881.

Pastor **Obenaus** und Frau,
Emma, geb. Schwebes.

Die Beerdigung findet am Dienstag, den 3. Mai, Nachmittags 3 Uhr, statt.

steht er nicht mehr in meiner Kompagnie. Dafür bürge ich."

Lieber v. Malzan, was kann der Sohn für den Vater?"

„Der Sohn für den Vater? Es ist dasselbe Halsabschneider-Gesicht."

„Kamerad, Sie haben doch das Gesicht nicht so abschreckend gefunden, als der alte Saalfeld bei Ihrem Herrn Vater mehrere Mal in jedem Jahre zum Besuche kam und den Isidor mitbrachte. Da haben Sie mit ihm so gern gespielt, getobt, gejagt, und hätten ihn am liebsten bei sich behalten."

„Da war ich noch ein dummer Junge; da wußte ich noch nicht, was ein Wucherer und Gurgelabschneider ist. Ich soll diesen Isidor Saalfeld in meinem Bataillon behalten? Wissen Sie, Schumann, im ganzen Feldzuge würde er vor meinen Augen mit seinem Portefeuille voll Fünfundzwanzigthalerscheinen renommiren, und ich, der ich mich einschränken muß, ich, der ich ohne Mittel bin, weil sein Vater den meinigen ausgeplündert hat, ich müßte mich vor dem reichen Juden verkriechen, als Offizier am Nebentische sitzen, während mein Unteroffizier an der Champagner-Tafel das Geld meines Vaters verpraßt. Er soll fort vom Bataillon, wenigstens heraus aus meiner Kompagnie."

„Still' gestanden — richt' Euch!" — So ging jetzt das Kommando von Kompagnie zu Kompagnie. Die Hauptleute traten an den Bataillons-Kommandeur heran und meldeten: „11. oder 12. Kompagnie, so und so viel Mann zur Stelle." Der Major kommandirte: „Die Herren Offiziere."

Es war drei oder vier Stunden später, als Lieutenant Schumann die breite Straße in R. passirte, um sich zum Diner nach dem Weißen Hirsch zu begeben. Auf dem Wege dahin holte ihn der Unteroffizier Isidor Saalfeld ein. „Herr Lieutenant, ein Wort: Ich bin in die elfte Kompagnie versetzt, ich weiß, das ist das Werk des Herrn v. Malzan. Offen gesagt, ich kann nicht darüber lachen. wenn ich auch möchte; es ärgert und schmerzt mich zugleich. Gebhard von Malzan war mir einst ein lieber Spielkamerad. Was die Väter mit einander gekramt haben, sollen das die Söhne mit einander ausbaden? Meine Absicht, Herr Lieutenant, indem ich Sie deswegen anrede, ist nicht etwa, Ihre Vermittelung anzurufen, im Gegentheil, ich denke nicht daran. Aber Sie, der Sie mich in Canthin so oft gesehen, Sie werden wenigstens mir Ihr Urtheil über die Angelegenheit nicht vorenthalten. Es liegt mir daran, daß ich nicht auch in Ihren Augen so dastehe, wie der Herr Lieutenant v. Malzan mich ansieht."

„Zunächst, lieber Saalfeld, heiße ich Sie in R. herzlich willkommen. Ich freue mich aufrichtig, Sie wieder zu sehen. Aber ich muß Sie bitten, lassen Sie uns über diese Angelegenheit nicht sprechen. Es führt zu nichts. Sie kennen die v. Malzan'sche Familie; sie ist in der That sehr unglücklich geworden; ihr schönes Erbgut Canthin ist jetzt in Ihres Vaters Händen, sie verdient Mitleid und Gebhard steht noch zu sehr unter dem ersten Eindrucke des traurigen Ereignisses; er kann da unmöglich schon ein unbefangenes Urtheil haben. Der bloße Name Saalfeld macht ihn für Alles blind und taub."

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant; weiter wollte ich nichts hören. Nur noch Eins: wo lebt die Familie jetzt?"

„In Berlin, in den kümmerlichsten Verhältnissen."

„Sie haben seit Ihrem Abgange von Canthin in gar keinem Verkehr mit der Familie gestanden? Auch nicht mit dem gnädigen Fräulein?"

Lieutenant Schumann lachte bei diesen Worten. „Ich weiß, worauf Sie anspielen, Saalfeld. Meine Liebesgeschichte ist ja Stadt- und Landgespräch geworden. Denken Sie sich nur, der Gebhard muß gar keine Ahnung davon haben. Wie hätte er sonst mich, den moralisch zum Hause hinausgeworfenen Hauslehrer, so unbefangen begrüßen können, wie er es heute gethan? Gott sei Dank, daß es in den Krieg geht. Nun habe ich mir das Mädchen vollends aus dem Sinn geschlagen. Es ist ja eine Dummheit, sich ein Frauenzimmer in den Kopf zu setzen. Geliebt habe ich die Klara rasend, das ist wahr, und ich glaube, ich liebe sie noch, aber ich werde mich schon mehr und mehr daran gewöhnen, über die ganze Geschichte zu lachen. Die erste niedliche Französin, die mir in den Wurf kommt . . . . Hah, hah, hah! Sehen Sie, Saalfeld, die alte Baronin hatte eigentlich ganz Recht; ich, ein evangelischer Theologe, Klara, eine Erzkatholikin — wohin sollte das führen? Nun habe ich allerdings die Theologie an den Nagel gehängt, aber damals mußte die Baronin wohl sich sagen, daß ihre Tochter doch nicht als Frau eines lutherischen Pastors mit dem Rosenkranz weiter hätte hantiren können . . . ."

(Fortsetzung folgt.)